

Es gibt kein Wort für alle Wörter.

Es gibt kein Wort für das Gefühl, wenn an einem sehr heißen Sommerabend der Eiswagen in der Nachbarschaft läutet.

Es gibt kein Wort für die Dringlichkeit, wenn an einem sehr heißen Sommerabend der Eiswagen läutet und man alles stehen lässt, um sich auf die Suche nach dem Eiswagen zu machen.

Es gibt kein Wort für das Gefühl, den Eiswagen nicht zu finden.

Es gibt in meiner ersten Sprache, dem Bosnischen, das Wort für „Eiswagen“ nicht, weil Eis nie aus einem herumfahrenden Wagen verkauft wird.

Es gibt in Hamburg eine abenteuerliche Geschichte zum Thema „Eiswagen“. Geben Sie doch in die Suchmaschine (später!) *eiswagen livotto hamburg kokainrausch* ein.

Es gibt kein Wort für das Stimmungsgemisch aus Klang, Couleur, Temperatur eines frühen Herbstmorgens, wenn über der Elbe die Nebelhörner erklingen.

Es gibt ein Wort, es heißt: *Sprachlosigkeit*. Das Wort beschreibt die Unfähigkeit zu kommunizieren. Sprachlosigkeit, wie ich und viele wie ich sie erfahren mussten, ist auch ein Ort. Ein Ort in der Sprache, aber von Grenzen umzäunt. Sozialen, finanziellen, sprachlichen Grenzen, die zu überwinden nicht einfach ist. Was man da drin ruft, hallt, und wird doch nicht gehört. Wenn man bittet, selten erhört. Wenn man erzählt, hört wer zu? Du bist fähig der Kommunikation, vertraut ihr nicht. Anderes, Existenzialeres, ist die Sprache, die du verstehen musst. Sprache

ist dann ein Alphabet aus Sorgen und Angst. Die Verben hier und dort gar Verbote.

Sprache aber sollte freier Raum sein. Dir zuhören und zur Zugehörigkeit helfen. Sollte Willensbildung spiegeln und Spiegel für den sein, der spricht. Und für die Gesellschaft, über die gesprochen wird.

Sprache ist politisch. Lesen ist politisch. Sich informieren und das gesicherte Wissen haben, woher die Informationen kommen, ist politisch. Die Beschaffenheit des Sprechens einer Schulklasse in Othmarschen gegenüber einer in Billstedt ist politisch. Ein neues Wort erfinden, kann Spiel sein oder politische Kunst. Sprache müsste das sein dürfen, was die Sprecherin von ihr will, niemals ein begrenzter, umzäunter Ort (außer wieder im Spiel).

Und da kommen Sie – ins Spiel. Dann kommt die Leseförderung, die Förderung des darstellenden Sprechens, der ausgedachten Gedichte. Die Förderung und das Auffordern zum Erzählen und zum richtigen Informieren. Dann kommen diese Ihre Projekte und können in der Sprachlosigkeit, dem Ort, ein Wegweiser sein.

Es gibt kein Wort für das Glück, welches ein Kind empfindet, wenn es zum ersten Mal in einer Sprache, die nicht seine erste ist, eine Geschichte lesen *und* begreifen und spannend finden kann. Vor allem dann, wenn die Geschichte auch noch etwas mit ihm selbst zu tun hat. Mit seinem Leben. Seiner Sprachlosigkeit, der aus Umständen erzwungen.

Und wenn ich sage, „eine Sprache, die nicht seine erste ist“, dann meine ich damit nicht zuerst eine „neue, gelernte Sprache“. Eine Sprache, die nicht die erste ist, kann für einen jungen Menschen

auch eine Sprache sein, die er durchaus beherrscht, aber um die zu sprechen und zu hören und zu lesen fehlt es an Zeit, an Vertrauen und Zuwendung, and Geld, an Ruhe.

Das sind heute Privilegien, müssten aber Selbst-Verständlichkeiten sein. Ohne sie bleibt oft eben nur die erste, vordergründige Rolle der Sprache und des Sprechens bestehen – als Mittel zum Zweck der unmittelbaren Kommunikation.

Sprache darf so viel mehr sein. Sie darf sich selbst der Zweck sein, aber sie ist auch der Zweck, mit dem man sich leichter Mittel verschafft, um die Welt besser greifen zu können und sich selbst in der Welt besser zu begreifen. Oder selbst den eigenen Träumen näher zu kommen. Oder man träumt sich mit ihr in eine andere Welt. Oder erschafft gleich ganze Welten als Geschichten. Oder man haut sich einfach in Sprache und eine Wolldecke gehüllt aufs Sofa, um zu chillen mit einem geilen Buch.

Es gibt kein Wort für das anstrengende Glück, welches ein Kind empfindet, wenn es zum ersten Mal in einer Sprache, die wirklich nicht seine ist, seine eigene Geschichte erzählen darf. Und es ist jemand da, der ehrlich daran interessiert ist. Oder es ist jemand da, der dieses Kind begleitet hat in eine ganz andere Geschichte, die von der neuen Welt erzählt und der neuen Sprache.

Dieses Kind also könnte nun tatsächlich eines sein, das erst seit kurzem in Deutschland lebt, sagen wir in Hamburg. In der Geschichte, die es zu lesen bekommt, sagt die Sprache das Wort „Nebelhorn“. Das Nebelhorn färben einen Herbstmorgen warm, und das Kind fragt sich vielleicht, was ist das, wie klingt das, ein Nebelhorn? Wie fühlt es sich an, dieses *Övelgönne* im Nebel, und

was zum Teufel ist dieses *Teufelsbrück*? Und steht dann eines nebligen Frühmorgens an der Elbe und horcht und schließt die Augen und erfindet ein Wort.

Das Wort, die Elbe, der Morgen, der Nebel, der Hafen, gehören nur ihm, nur ihm. Und im Nebel seiner Sprachlosigkeit, seiner Nicht-Zugehörigkeit geht ein Licht auf.

Es gibt kein Wort für den Akt, das gesamte zukünftige Leben eines Menschen zu beeinflussen, indem man ihn ohne Grund genau jetzt berührt.

Berühren Sie gern ihren Sitznachbar oder Sitznachbarin.

Ich sehe die Panik in Ihren Augen: Oh, Gott, bitte nicht schon vor dem Mittagessen eine Rede mit Handlungsanweisungen.

Vielleicht glauben Sie aber auch an unveränderliches Schicksal?

Daran also, dass alles in Ihrem Leben und Lesen und Neue-Wörter-Erfinden sowieso zu diesem Augenblick geführt hätte, in dem ein Typ mit einem unaussprechlichen Nachnamen Sie nötigt, sich an seinem Vortrag performativ zu beteiligen?

Dabei würden Sie Ihr Thalia-Abo sofort kündigen, käme die schreckliche Mode des partizipativen Theaters zurück, bei dem das Saal-Publikum sich ständig irgendwie zum Affen machen soll, um regisseurliche Bühnen-Verlegenheiten abzubüßen.

Dann berühren Sie ihre Sitznachbarn halt nicht. Was auch immer Sie entscheiden, allein, dass die Möglichkeit der Berührung und die Angst davor gerade im Raum schweben, nehmen wir aufeinander Bezug (und beäugen uns jetzt skeptisch). Sind Protagonisten dieser Geschichte geworden, dieses Augenblicks,

zu dem uns die Arbeit oder das Engagement oder das Büffet geführt haben. Mit und für das Lesen, Schreiben, Erzählen. Oder anders: Mit und für diejenigen, die wir zum Lesen, Schreiben, Erzählen – aus der Sprachlosigkeit – bringen wollen.

Es gibt kein Wort, kein nicht kitschiges jedenfalls, für die Freude beim Anblick des eigenen Kindes, das sein erstes Buch autonom, unaufgefordert liest, der kleine Zeigefinger wandert die Zeilen entlang wie das Feuer eines Leuchtturms über das Meer.

Es gibt, bei uns zuhause, einige zu einem Buch zusammengeklebte Zettel, die wir für immer aufheben werden, weil wir die damit verbundene Freude für immer aufheben wollen. Darauf hat unser Sohn seine allererste Geschichte gekrakelt, sie heißt: „Klaus der Hund und die Tangstelle“.

Wir sind hier, bin ich naiver Weise überzeugt, weil wir von den Freuden und vor allem von der Bedeutung des Lesens (*und damit auch immer Erzählens*) für alle junge Menschen überzeugt sind. (*Oder wir sind hier, weil wir sehr gut bezahlt wurden, um hier zu sein*).

Die Überzeugung kommt aus der Theorie wie hoffentlich auch aus Erfahrungen positiver Auswirkungen eines freien, bedürfnisorientierten Zugangs zum Lesen und Erzählen, zum Erfinden und Darstellen, zur Arbeit also mit Sprache für bildungsbenachteiligte Kinder und Jugendliche.

Mit Sprache zu arbeiten, das ist ein seltsames Handwerk. Es ist vielleicht überhaupt das einzige Handwerk, das sich selbst sowohl Werkzeug, als auch eigener Arbeitsraum und letztlich auch Produkt ist. Sprache schafft immer noch mehr Sprache. Und wie für jedes Handwerk braucht auch der

Sprachhandwerker Zeit und auch etwas Anleitung, um etwas zu zimmern, was von Dauer ist. Er braucht Vertrauen in die Sprache an sich und überhaupt Vertrauen in sich. Gerade dann, wenn das Produkt, das also, was erzählt wird, von einem selbst handelt. Gar von dem, was schwer ist daran, Selbst zu sein.

Und ich habe gesehen, in Ihren Projekten schenken Sie jungen Menschen dieses Vertrauen und diese Zeit, ihre Geschichten und damit sich selbst zu entwickeln. In einem, mit dem ich etwas näher vertraut bin und das zu meiner Freude auch ausgezeichnet wird, im *Schulhausroman*, sind Zeit und Vertrauen und dazu noch literarisches Erzählen das Grundprinzip. Schulklassen verwandeln sich in Autorenklassen. Sprache verwandelt sich in die Draufsicht auf Milieus, in biografisch-literarische Archive, in Krimis, in Gedichte, in Rap. Sprachlosigkeit ade.

Wir sind also auch hier, weil wir an Kraft von Sprache glauben. Ich meine damit nichts Esoterisches. Will Ihnen auch nicht weißmachen, dass jemand, der mal mit Vierzehn ein Gedicht geschrieben hat damit seine Abschiebung verhindert und später Büchner-Preisträger wird. Ich meine die banal praktische, nachweisbare Aussicht darauf, mit aktiver, geförderter Spracharbeit die gesamte Bildungsbiografie jener jungen Menschen positiv zu beeinflussen, die nicht die gleichen Voraussetzungen vom Start weg haben wie der glückliche Rest.

Sie haben eben solche Projekte erfunden, mit denen sie Kinder und Jugendliche an der symbolischen Schulter berühren und ein wenig auch führen möchten in das schwierigste Projekt – das vom Meistern der Widrigkeiten des eigenen und der fremden gelesenen, erzählten, gefundenen und tatsächlich schlicht gelebten Lebens. Und damit bestenfalls in ein tieferes

Verständnis von gesellschaftlichen Prozessen, die überhaupt zu gutem und weniger gutem Leben führen. In den Willen zur Veränderung. Ein besseres Leben ist für viele Kinder leider ein unwahrscheinliches Leben. Sie sind hier, weil Sie es jungen Menschen im Leben leichter machen wollen. Und darum sollte es immer gehen – es jemandem nicht schwer zu machen.

Auch ich bin unwahrscheinlich hier.

Ich habe dafür kein Wort, für die Unwahrscheinlichkeit der Anwesenheit von jemandem mit meiner Biografie, der Ihnen auf einer Bühne in Deutschland etwas erzählt, unmöglicher Weise sogar etwas für Sie Neues über Relevanz von kuratierten und doch freien Wegen in Geschichtenverfügbarkeit, in die Öffnung verschlossener Kommunikationsorte, sowie in andere erfundene Begriffe und Worthülsenkomposita wie Bildungsgerechtigkeit, die man praktisch aus der Hülse schälen will.

Das Unwahrscheinliche an meiner Anwesenheit ist, dass diese Zeilen einer vorträgt, der als Kriegsflüchtling nach Deutschland kam, und mit einer Sprachlosigkeit: Das Einzige, was ich damals auf Deutsch sagen konnte, war Lothar Matthäus.

Es ist unwahrscheinlich, dass ich hier stehe, wie es auch unwahrscheinlich ist, dass sich jemand wie ich, der mal für so wenig ein Wort auf Deutsch besaß, heute ein Hemd leisten kann, weil er Wörter auf Deutsch hintereinander zu Geschichten reiht, und das Hemd war nicht bei C&A im *Sale*.

Das Unwahrscheinliche kommt aber nicht aus meiner Herkunft und nicht aus der Fluchtbiografie. Die geben ja sogar den

Exotenbonus, und Sie können sagen: Guck mal, aus dem Jugo ist doch noch etwas Gescheites geworden.

Allerdings stünde ich auch vermutlich dann nicht hier, wenn der Zufall meiner Geburt, des Wohlstands meiner Familie, der Erstsprache, mir eine angenehme und behütete Jugend gewährt hätte mit nicht allzu viel Trost, ausgewogenen Ernährung und Spielen, die gleichzeitig Mathe üben.

Ich hatte stattdessen Granatenbeschuss und Opas in der Straßenbahn in Heidelberg, die sich in immens feuchtem Kurpfälzisch aufgeregt haben, dass ich Serbokroatisch sprach.

Dass das Unwahrscheinliche stattfindet, hat überhaupt wenig mit mir selbst zu tun. Es hat vielmehr mit Menschen und Vereinen und einer verdammt guten Schule zu tun, die mich und andere wie mich vor Ziele und Aufgaben gestellt haben, statt uns der Ziellosigkeit und dem Aufgeben zu überlassen.

Ein Busfahrer brachte uns, die Flüchtenden, über eine Grenze. Nachbarn in D. schenkten uns gleich-aussehende Teller. Ein Deutschlehrer nahm sich Zeit von seiner Freizeit, um über meine ersten deutschen Texte zu sprechen. Ein Verein bezahlte meinen Gitarrenunterricht. Und mein Unterricht fand in funktionierenden Vorbereitungsklassen, nicht unähnlich dem LITALPHA-Projekt.

Einige sagten aber auch einfach nur: Wie geht es dir eigentlich? Erzähl mal. Das genügte auch. Weil es guttat, weder Opfer noch Exot noch Sich-selbst-überlassen zu sein.

All diesen Menschen ist eines gemeinsam: Sie haben zugehört und haben Zuhören sanft eingefordert. Sie waren nicht bloß

wohlwollend, sondern *Tatenwollend*. Haben nicht Dienst nach Vorschrift gemacht, sondern Dienst nach Kindesbedarf. Sie haben für eine bessere Zukunft von jemanden gekämpft, den sie kaum kannten. Und damit eben dafür gesorgt, dass das Unwahrscheinliche weniger unwahrscheinlich wird: gerettet zu werden, der Not zu entfliehen, die Härten besser zu ertragen, zur Sprache zu kommen. Sie haben dafür gesorgt, dass Menschen wie ich nicht Glück haben *müssen*, um zum Glück zu finden.

Und manche haben – und von solchen sind ja heute ebenfalls einige hier – sie haben für all das Geld in die Hand genommen. Weil ohne Geld können wir hier lange sitzen und quatschen.

Was hatten wir in Folge zu sagen? Ich kenne inzwischen viele, viele Geschichten. Geschichten von Druck und Identitätsstress, von Widerwillen und Widerständen – in Familien, in der Gesellschaft, auf Bildungsunwegen. Es sind Geschichten, die Träume erzählen und solche, die Alpträume stricken und im Scheitern enden.

Gelegentlich sind aber auch welche dabei, die vom Bildungsaufstieg erzählen. Vom Verlassen der Armutsspiralen, zum Glück auch vom Glück. Sie lesen sich wie Märchen, denn sie handeln von Siegen *against all odds*. Nur wird am Ende nicht der Drache besiegt, sondern eine deutsche Ausländerbehörde.

Das Transportieren von diesen Geschichten in die Öffentlichkeit sollte in unserem Land eine hohe Priorität haben. Auch das leisten Ihre Pläne und Projekte, wie auch immer klein diese Öffentlichkeit ausfallen mag: Sie möchten das schlecht sichtbare – sichtbarer werden lassen.

Das Meiste bleibt unerzählt, da machen wir uns sicher alle nichts vor. Das Überwinden von Traumata bleibt unerfüllter Traum. Die Flucht einer Familie mit anschließend normalem Alltag in einem neuen Land – je nachdem, von wo du flüchtest und welche Hautfarbe du hast, variiert hierzulande den Schwierigkeitsgrad. Momentan ist jedes fünfte Kind in diesem Land von der Armut bedroht. Der Ausweg aus all diesen prekären, ausgebeuteten, gebeutelten Leben gelingt nicht jedem und nicht jeder findet Worte dafür, wie auch?

Es fehlt an der Begleitung zu Hause, wo die Eltern mit Allem überfordert sind, kulturelle Erwartungen und Zwänge lassen sich oft nicht überwinden, auch Schulen sind mal besser mal schlechter eingestellt, notgedrungen.

Dass ich hier stehe, ist nicht nur unwahrscheinlich, ich verdanke es also auch dem Unwahrscheinlichen. Dem Lesen und dem Erzählen ausgedachter Geschichten genauso wie den echten Menschen, ob in der Bibliothek oder Schule oder privat, die Türen schufen, die ich zu Geschichten öffnen durfte. In meinem allerersten Zeugnis steht: *Stanišić hat keine Mühe beim Spracherwerb. Er faßt schnell auf und wendet das Gelernte im neuen Zusammenhang sicher an. Besonderes Interesse hat er daran, merkwürdige Dinge und Fantasien zu formulieren.* Das ist bis heute so.

Ich habe jetzt viel „Ich“ gesagt. Ich habe es aber getan, weil ich endlich mit gutem Gewissen zu diesem unseren Zweck meinen Werdegang als Beispiel nehmen darf. Ein Beispiel dafür, dass eine schwierige Biografie in Deutschland einfacher werden kann, ohne von gönnerhaften Almosen oder Autodiebstahl oder saumäßigem Glück oder übermäßigem Talent abhängig zu sein, sondern – auf Menschen wie Ihnen und Projekten wie den Ihren.

Das, was viele von Ihnen hier mit Ihren Initiativen machen, ist nichts weniger als das Unwahrscheinliche eines gelungenen Lebens, wie auch immer dieses Gelingen definiert sein mag, wahrscheinlicher zu machen. Für die Unterprivilegierten. Für Außenseiter und Sprachwechsler aus Not. Für Kinder und Jugendliche aus instabilen familiären und finanziellen Verhältnissen. Für die, von der Politik oft vergessenen.

Ich wünsche mir stets mehr davon. Noch mehr Möglichkeiten, für die, die weniger haben. An Schulen, im Ganztage, auf Papier, ja, auf der Bühne ja, und bitte gern auch digital. Auch ein Computerspiel kann eine gute Geschichte erzählen, das ist noch nicht überall angekommen. Und dann in der Freizeit auch, die für viele Kinder auch in Deutschland gar nicht so frei ist.

Es gibt kein Wort für das Glänzen in den Augen eines dankbaren Kindes.

Es gibt im Türkischen ein Wort, welches die Reflexion des Mondes auf dem Wasser beschreibt. Das Wort lautet: *Yakamoz*. Dieses Wort gibt es im Deutschen nicht.

Es gibt im Bosnischen das Wort *merak*. Es beschreibt eine wegen kleinen Dingen sich einstellende Zufriedenheit. Dieses Wort gibt es im Deutschen nicht.

Ich meine, dass das bessere Verstehen und eigenes Schaffen von Text auch zu einem besseren Verstehen und eigenem Schaffen von Welt führt.

Als Kind noch in Jugoslawien stellte ich mir vor, Menschen seien kleine, fliegende Windmühlen. Das Vergehen der Zeit ist der Windantrieb: Die Windräder drehen sich und die kleinen Windmühlen - wir - schweben durch Raum und Zukunft. Gelegentlich stößt eine kleine Windmühle gegen eine andere und verändert ihren Kurs und damit auch den eigenen. Gelegentlich verfangen sich die Windräder für länger, und zwei schweben eine ganze Weile oder für immer zusammen weiter und streiten sich darüber, wie die Geschirrspülmaschine richtig eingeräumt wird.

Gelegentlich steht die Zeit still. Und man liest: einen Satz, ein Gedicht, eine Aufenthaltserlaubnis, etwas Irres von Kafka, etwas Wahres von sich selbst, und danach könnte alles anders werden, und man selbst vielleicht auch ein bisschen.

Dass Sie hier sitzen, zeigt, glaube ich, Sie sind solidarische Kämpfer um die Beeinflussung von Schicksal anderer. Zum Besseren hin. Es zeigt, dass Sie die Möglichkeiten hochschätzen, die Kunst und Zugang zu Kunst, zu Literatur, zu Musik, Theater und vor allem zu Materialien und Kapazitäten, selbst Kunst zu wirken, in einem sprachloseren Leben bewegen können. Für Neuverwortung gegen Fremdbestimmung. Für das Privileg, Leser und Leserinnen eigener Geschichte sein zu dürfen in dieser auf so vielen Ebenen kaum in Worte zu fassenden Gegenwart.

Es gibt kein Wort für alle Wörter.

Es gibt das verwirrende Glück, für jemanden wichtig zu sein.

Dafür gebührt Ihnen hier mein aufrichtiger Dank.